

Heideloff, Carl Alexander <<von>>,

Die Marien- oder Ritterkapelle zu Haßfurt des Restaurators dieser
Ritterkapelle ... nothgedrungene Entgegnung gegen die Broschüre gleichen
Titels, (mit dem Beisatz:) 'Ein Beitrag zur Geschichte derselben' von M.
Reininger

Stuttgart 1860

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Top.o.156
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11754692-6

M. v. 0.

Top.

Heide.

o. 156

Loß

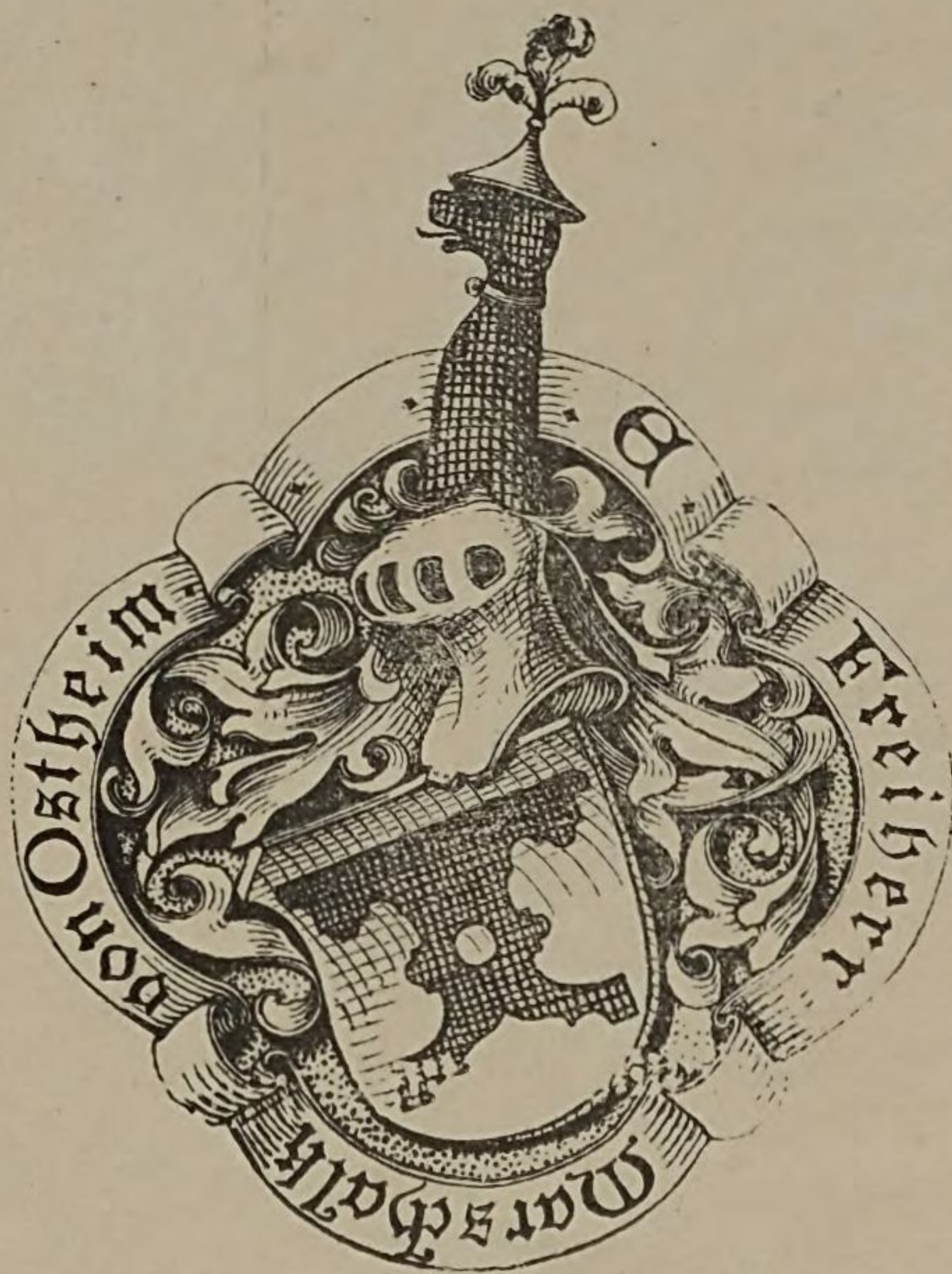
Nissen

Vergelt.

M. v. 0.

~~Top.~~

~~242a~~



Top. o. 242^e

M. v. O.

Top.

o. 156

Die
Marien- oder Ritterkapelle

zu
Saßfurt.

248 Wappen
? welche ?

Des
Restaurators dieser Ritterkapelle,
C. v. Heideloff,
Nothgedrungene Entgegnung

gegen
die Broschüre gleichen Titels,
(mit dem Beisatz:)
„Ein Beitrag zur Geschichte derselben“

von
M. Reininger,
Domvikar, Registrator des bischöflichen Ordinariats zu Würzburg und Conservator des
historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg.

Zum Drucke befördert
von
Canzleirath Wagner,
Vorstand des kgl. Archivs des Innern und geschäftsführendes Mitglied kgl. Direction
der Kunstschule, a. D.

(Als Manuscript gedruckt.)

Stuttgart 1860.

Druck von P. W. Quack.

„Richtet nicht nach dem Ansehen,
sondern richtet ein rechtes Gericht.“

Ev. Joh. 7. V. 24.

Top. o. 242 a

Staats-
Bibliothek
Bamberg

V o r w o r t.

Ueber die Geschichte der Entstehung der Ritterkapelle zu Haßfurt, mit ihrem kunstgeschichtlichen, prächtigen Chor und heraldisch = sehr merkwürdigen Wappenkranz, hat Hr. Professor und Conservator v. Heidehoff, in dessen Restauration diese Kapelle begriffen und bereits erfreulich vorgeschritten ist, unter dem Titel „Ritter = Namen der Ritter = Kapelle in Haßfurt“, im vorigen Jahr eine Schrift im Druck erscheinen lassen, in welcher derselbe die ersten Ergebnisse seiner kunstgeschichtlich = und längstbewährten heraldischen Studien mit der Zusage niederlegte, die Ergebnisse seiner fortgesetzten Studien und Forschungen, insbesondere auch im Innern der Kapelle seiner Zeit in einem Ritter = Album sammt Commentar dazu nachfolgen zu lassen.

Indem er mit der Darlegung dieser Ergebnisse denjenigen anderseitiger Forschungen zuvor kam, ging er von dem Zweck und von der Erwartung aus, diesen letzteren damit eine freudige Entdeckung zu machen, nicht aber davon, zu Dokumenten heraus zu fordern.

Allein der Inhalt dieser Druckschrift, in so fern er nach den bisherigen Erfolgen der Forschung die Entstehung der Kapelle, und insbesondere jenes Wappenfranzes in die Zeit des Kaisers Ludwig, des Bayern, zu Anfang des 14. Jahrhunderts legte und als die Folge des Aktes dessen Versöhnung mit dem Herzog Friedrich von Oestreich darlegte, fand im Gegentheil einen Bezweifler und Gegner in dem Herrn Domvikar, Registrator des bischöflichen Ordinariats zu Würzburg und Conservator des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Hrn. Reiningen, welcher, — weit entfernt, die Endergebnisse der berufenen, amtlichen Forschungen des Hrn. v. Heidehoff abzuwarten und dann erst, vielleicht berufener mit seinen Anfechtungen hervorzutreten, — vielmehr mit dem sichtbaren Streben, wenigstens die Art und Weise der Restauration nach dem v. Heidehoff'schen ästhetisch-heraldischen Erkenntniß zu stören, — einzig sich gründend, auf das Nachwerk eines literatur-historisch-namenlosen, höchst problematischen Heraldikers, nämlich Octavianus Salver, des Herrn Professors v. Heidehoff vorläufige Forschungs-Ergebnisse in einer Druckschrift jetzigen Jahrs unter dem Titel „**Marien- oder Ritterkapelle zu Saßfurt,**“ „Ein Beitrag zur Baugeschichte derselben,“ in sehr unwissenschaftlicher Weise, mit dem beleidigenden Prädikat von „Phantasie-Gebilden“ und mit dem verlebenden Bezücht willkührlicher Verfälschung der Wappen zu bestreiten sich erdreistete, ohne für seine Behauptung, daß diese Wappen aus dem 16. Jahrhundert stammen, selbst eingestandener Maßen, auch nur einen haltbaren Beweis liefern zu können.

Indem nun Hr. v. Heideloff seine wenige Muße der Fortsetzung seiner Forschungen und der bildlichen Veranschaulichung der erhobenen heraldischen, weiteren Ergebnisse auf das eifrigste zu widmen begriffen war, erschien in dem Abendblatt von No. 41. der neuen Münchener Zeitung über denselben Gegenstand ein Aufsatz, dessen Verfasser aus derselben Quelle schöpfend, als eine zweite heraldische Autorität sich geberdend, die Reiningers'sche Auslassung nachbetend, in einer für Herrn Professor und Conservator v. Heideloff gleich verlegenden Weise die Rolle eines Befräftigers der Reiningers'schen vermeintlich heraldischen Ausführung zu spielen sich unterfing.

Da Herr v. Heideloff keine Muße fand, diesem Nachwerk selbst entgegen zu treten, und die Redaction dieses Blattes aus schriftlichen Gründen, die ihre partheiliche Betheiligung verrathen, einer Entgegnung des Verfassers dieses Vorworts die Aufnahme versagte, so sah sich endlich Hr. v. Heideloff zur Vertretung seiner Amtsehre als Conservator und seines künstlerischen Rufes zu der nachfolgenden, rein sächlichen, vorläufigen Begründung seiner bisherigen artistisch-heraldischen und geschichtlichen Anschauungen nothgedrungen, welche er dem Unterzeichneten, als einem seiner ältesten, und um 4—5 Jahre älteren Freunde mit dem Ersuchen zustellte, dieselbe mit Vorwort begleitet zur Veröffentlichung zu bringen.

Indem ich nun hiemit diesem Ersuchen in der Ansicht entspreche, daß mir Hr. Professor und Conservator v. Heideloff auf festerem Boden und seinen Angaben viel bessere Gründe, als denen seiner Gegner zur

Seite zu stehen scheinen, kann ich nicht unterdrücken, daß ich in der so voreiligen Anfechtung der noch ungeschlossenen Ergebnisse seiner Forschungen, und in dem leidenschaftlichen, verlebenden, ja ihn der Fälschung beschuldigenden Gebahren des Herrn Gegners keine wissenschaftliche, nur nach Wahrheit strebende Erörterung erblicken kann, und daß ich noch mehr bedauern würde, wenn irgend ein historischer Verein seine Firma dazu mißbrauchen ließe.

Stuttgart im März 1860.

Canzleirath Wagner,

Vorstand des K. Archivs des Innern und
geschäftsführendes Mitglied K. Direction
der Kunstschule, a. D.

Die Heraldik, das ist die Heroldskunst, ist die Wappenkunde, oder die Kenntniß und Verständniß derjenigen, — aus der Natur, oder aus dem Gebiet der bildenden Kunst hervorgekommenen, oder nach Willkühr erfundenen, mit Farben und Metallen dargestellten, bildlichen Zeichen, wodurch sich einzelne Personen, Familien, Geschlechter, Corporationen, Städte und Länder von einander unterscheiden; auch entweder eine Würde, oder ein Besizthum, ein Recht, einen Anspruch anzeigen, und häufig auf Herkunft, oder auf rühmliche Thaten sich beziehen, daher am bedeutungsvollsten bei Fürsten und Geschlechtern eines hohen und niedern Adels im Gebrauch sind.

Der Ursprung der Wappen ist ein uralter. Abgesehen von dem vierten Buch Moses, wo den Kindern Israel befohlen ward, daß Jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause sich lagern solle; abgesehen von den Gemälden und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen, die wir bei den Dichtern der Griechen und Römer finden; ferner von dem goldenen Adler, welchen nach Xenophon die medischen Könige auf ihren Schildern führten; von dem goldenen Bart, welcher nach Suetonius das Wappen Domitian's gewesen; und endlich abgesehen von den, durch ausgezeichnete Farben unterschiedenen Schildern und in die Treffen vorangetragenen Zeichen der alten Germanen nach Tacitus, — so datiren sich jedenfalls die heut zu Tage gebräuchlichen Wappen schon aus der Mitte des eilften Jahrhunderts, und — mehr ausgebildet — aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Die jetzige Wappenkunde ist eine Folge der Turniere, deren Gesetze und Gewohnheiten zuerst ein französischer Edelmann, Gottfried de Preuilly, im eilften Jahrhundert sammelte.

Dieser Wappenkunde bedurfte besonders der Wappen-Herold, (Wappen-König,) nämlich der Beamte bei den Turnieren, dessen Aufgabe es war, die Wappen der Ritter, die zum Turnier sich einfanden, zu untersuchen.

Hienach stammen die jetzigen Wappen aus der Tiefe des Mittelalters, und damit zugleich aus den Zeiten der höchsten Pflege der bildenden Kunst, welche dienstbar dem Bedürfnis war, sein Geschlecht durch Zeichen zu erkennen zu geben, was zuvor statt der jetzt gebräuchlichen Nummern oder Zahlen an Wohnhäusern, Klosterzellen, sogar an Gefängniszellen sich ausdrückte.

Es ist daher die Wappenkunde, die mit der Genealogie in engem Zusammenhang stehende, geschichtlich- und juridisch-unentbehrliche Hilfswissenschaft zu Erforschung der Beweismittel für Rechte und Ansprüche, die sich auf Abstammung und Verwandtschaft adelicher und fürstlicher Geschlechter gründen.

Ob die Geschichte und Literatur der Heraldik, wie behauptet wird, deutschen Ursprungs ist, sey dahin gestellt.

Da diese Wissenschaft seit 1803 mein Lieblingsstudium war, und ich dieses noch bis jetzt fortsetze, so hab' ich auch nicht unterlassen, ihre Geschichte kennen zu lernen. Es ist zwar hier der Platz nicht, die wichtigen Werke sämmtlich anzuführen und kritisch zu beleuchten, deren Studium ich so viele Zeit und Mühe gewidmet habe. Nur glaub' ich bemerken zu müssen, daß mir das Wappenbuch von Joh. Köbel, Rathsschreiber zu Oppenheim, Frankfurt a. M. 1545, als das älteste gedruckte deutsche Wappenwerk erschienen ist, das mir jedoch den erwarteten Aufschluß nicht gab.

Aber wie erstaunte ich, als mir eine Abschrift des Bartolus de Saxo-Feratto (1313—1338) zu Gesichte kam, mit Abbildungen von Wappen begleitet, als das älteste, jedoch nicht deutsch; hernach die kostbar ausgestatteten englischen und französischen Werke, — (vom Blasen des Herolds bei den Turnieren abstammend —) Blason genannt.

Das beste deutsche Wappenbuch ist das Wappenbuch von

Fürst und Weigel, von welchem Virgilius Solis mit Beihülfe Jos. Amons zu Nürnberg den Anfang machte. *)

Der letzte war der berühmte Historiker Joh. Christoph Gatterer (1763—1792) in seinen vortrefflichen Handbüchern „Praktische Heraldik,“ Nürnberg 1791 und „Abriß der Heraldik,“ Göttingen 1792, dem ich das Zeugniß geben muß, daß er als der ausgezeichnetste Kenner dieser Wissenschaft um ihre wissenschaftliche Begründung großes Verdienst, aber, leider! für den Archäologen keinen besondern Werth hat.

Mit Gatterers Werken schloß sich die fernere Kultur der Heraldik. Denn die französische Staatsumwälzung arrogirte auch dem Bürgerstande Helm und Schild. Die vielen Versuche, die seitdem hie und da hierin zur Erscheinung gelangt sind, haben die Fortschritte dieser Wissenschaft nicht sehr befördert. Es wird auch schwer seyn, sie wieder in Aufnahme zu bringen, da sie durch das Ueberwiegen des dritten Standes an Interesse verloren, und, wo sie noch oberflächlich gepflegt wird, in solchen Pflegern keinen Kredit gewonnen hat.

So viel von der literarischen Heraldik, zur Andeutung, wie voreilig die Voraussetzung meiner Gegner sich gebahre, als ob ich in dieser ein Fremdling sei, vielmehr mir, dem Künstler gegenüber, ihnen die Weihe vorzugsweiser Berufenheit zustehe.

Es reicht jedoch die literarische Heraldik allein zu solcher vorzugsweiser Berufenheit nicht aus, denn ihr Gegenstand, die Wappen, — wie schon im Eingang aus der Definition der Heraldik hervorgeht, — aus der Tiefe des Mittelalters und damit aus der höchsten Pflege der bildenden Kunst stammend, ist keine wörtliche, buchstäbliche, sondern eine anschauliche, symbolische, d. h. Bilder-Sprache, deren Gregeße die Kunstgeschichte, und durch die reichhaltigsten sinnlichen Erfahrungen und Studien gereifte Kenntniß der monumentalen Kunst voraussetzt.

Daß meine Gegner dieser symbolischen Sprache nicht mächtig

*) Wer dieses Werk besitzt, darf es werth halten, denn der jetzige Käufer der Buchhandlung hat sämtliche Kupferplatten als altes Kupfer verkauft, und erst in neuerer Zeit nach vieler Nachfrage sich entschlossen, dasselbe wieder neu herauszugeben, was Otto Titan v. Hefner übernommen hat.

sind, — ja! daß sie nicht einmal das Bedürfniß ihrer genauern Kenntniß zu fühlen und deßhalb auch nicht zu merken scheinen, in welcher Blöße sie hierin mir sich als Anfechter der Aeußerungen meines bewährten amtlichen Berufes gegenüber stellen, ist aus ihrem voreiligen, die Beendigung meiner heraldisch-geschichtlichen Studien und deren Ergebnisse nicht einmal abwartenden, und, — indem sie letztere als „Phantasie-Gebilde“ prädiciren, — indem sie mich der Fälschung bezüchtigen, ehrverletzenden Gebahren in Broschüren und betheiligten Blättern zu ersehen.

In dieser ihrer Befangenheit war es ihnen gleichsam die Erscheinung eines Blitzstrahls aus unumwölktem Himmel, daß es mir, — der ich, — als Künstler tief unter ihrer literarischen Gelehrsamkeit als Laie ihnen erscheinend, — und zwar just vermöge dieser mir artistisch wie wissenschaftlich, längst mit Vorliebe zu eigen gemachten symbolischen Geschichtswissenschaft, — geglückt ist, vor ihnen die Wappen der Ritterkapelle zu Haßfurt enträthseln zu haben.

Diese meine Kenntniß erscheint meinen Gegnern so sehr als eine Unmöglichkeit, und das Ergebniß meiner Forschung, daß das Werk des Wappenfranzes aus der Zeit der Versöhnung des Kaisers Ludwig des Bayern mit Friedrich dem Schönen, von Oestreich stamme, als eine solche Annahme, ihnen gegenüber, daß sie aus allen Kräften die Quellen meiner heraldischen Kenntniß zu verächtigen und mit all' ihren antiquarischen Waffen zu Entkräftung meiner Ansicht glauben zu machen suchen, die Schöpfung dieser Kapelle datire sich aus einem spätern Jahrhundert.

Diese Parthei-Machinationen der Eifersucht, in Broschüren und betheiligten öffentlichen Blättern mit ehrverletzenden Angriffen nöthigen mich daher, im Interesse der Sache wie meiner persönlichen Ehre und meines amtlichen Berufes als 40jähriger Conservator in Nürnberg, die Thatsache in reinem Lichte darzustellen.

In der Wirksamkeit dieser meiner letztern amtlichen Eigenschaft gelang es mir, unter der Hegide des deutschen, kunstsinnigen Königs Ludwig I. mit Gewissenhaftigkeit und mit großer Vorliebe für meinen Beruf das schöne Nürnberg in seinem Typus zu erhalten.

Als nach dem Ableben des Königs Max I. König Ludwig der Deutsche nach einigen Jahren zum Erstenmal als König in Nürnberg einzog, hatte ich kaum vier Wochen Zeit als ich von Ihm den Auftrag erhalten habe, die alte Kaiserburg, wieder im fürstlich-wohnlichen Zustande herzustellen.

Vom Magistrat der Stadt aber war ich beauftragt, die Anordnungen zu dessen festlichem Empfang zu übernehmen und zu leiten, und dazu zwei Ehrenpforten vor der Stadt zu errichten.

Diese meine Anordnungen bestanden in der Ausführung der Idee, und in der Absicht, Seine Majestät überraschend zu erfreuen, in der betreffenden Ausschmückung Erinnerungen an den bürgerfreundlichen Kaiser Ludwig IV., seinen großen Ahn, der die Stadt sein „geliebtes Nürnberg“ nannte, um so mehr bildlich auszudrücken, als diese noch heute viele Denkmale seiner Großmuth aufzuweisen hat.

Diese Idee ward von der Stadt mit allseitigen Beifallsbezeugungen aufgenommen, besonders als zu deren Ausführung ich 24 junge Damen, eine Auswahl der Nürnberger Schönheiten im von mir angegebenen Kostüm der Zeit Ludwigs erscheinen, und in vielen Emblemen Erinnerungen an ihn verherrlichte.

Daraus ist zu entnehmen, daß — obschon mir Ludwigs IV. Zeitgeschichte und der Styl seines Zeitalters geschichtlich und ästhetisch längst bekannt war, doch diese Gelegenheit mir Stoff genug gab, die Geschichte jener Zeitgenossen archäologisch und deren Wappen auch heraldisch tiefer zu erforschen, worin mir Hr. Geheimerath Ritter v. Lang, Hr. Archivar Burkhard und der Kunstgelehrte Hr. Christoph Joachim Freiherr Haller v. Hallersteiu kräftig zur Seite standen, und letzterer sogar mir das Zeugniß gab: „Schade, daß das Reichsheroldsamt zu Grabe gegangen ist, hier wären Sie jetzt der Nachfolger Ihres Großonkels.“

Leider! war damals mir im Verhältniß zu meinen großen Obliegenheiten die Zeit so kurz gemessen, daß ich noch manches Interessante unterlassen mußte.

Was ich aber damals unterlassen mußte, kam mir im J. 1840 zu Statten, als König Ludwig zum zweitenmal als König

Nürnberg beehrte, was die Stadt in so große Freude versetzte, daß Tausende bayrischer Flaggen in ihr wimpelten. Zur Feier dieses Besuches mußte ich der Kaiserburg eine noch bessere und schönere Einrichtung geben. Auch erhielt ich vom Magistrat den Auftrag, ein Projekt zu verfertigen, um das (Spittler-) Thor als das beabsichtigte „Ludwigsthor“ zu verschönern.

Dieses Ludwigsthor entwarf ich im Styl der Zeit Ludwig IV., was mir die schönste Gelegenheit gab, dieses Projekt als Ehrenpforte zu verwenden, so daß letztere als Modell des neuen Thors dienen sollte, das ich vom Zimmermann, Schreiner, Tapezier so praktikabel täuschend ausführen und bemalen ließ, daß es formell den Eindruck eines wirklichen steinernen Baues bewirkte.

Am Friesse unter den Zinnen habe ich blasonirt 20 Wappen seiner getreuen Kämpen und Freunde angebracht, während auf beiden Seiten des Thors die kolossalen Reiterstandbilder der beiden Ludwige von mir mit Beihülfe der Nürnberger Künstler Perlberg und Walther dargestellt waren.

Die zweite Ehrenpforte nach mir auf der Burg angeblich erbaut, überließ ich mit den Kaiserbildern Ludwigs und Ruprechts, welche die Kaiserburg bewohnten, meinem Bruder Manfred und Georg Eberlein.

Ein weiteres Material meiner geschichtlichen Forschungen war ein höchst merkwürdiges und kostbares Dokument des Kaisers Ludwig IV. vom Jahr 1323, welches sich in der herzogl. Hofbibliothek zu Meiningen befindet, und den kurzen Titel führt: „Schon hevet sich an das Lehenbuch,“ auf 64 Seiten geschrieben mit der Abbildung, wie Kaiser Ludwig auf dem Throne sitzt, sein Sohn Ludwig als Lehenträger der Mark Brandenburg vor ihm kniet, im Hintergrunde seine Vetter, die Pfalzgrafen, die er wieder in Gnaden aufgenommen und belehnt hat.

Dieses kostbare Dokument stammt aus der Hinterlassenschaft des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher es aus dem Archiv zu München während des 30jährigen Krieges mit andern kostbaren Werken erbeutete.

Wegen der Wichtigkeit der Bekanntschaft mit den bildlichen monumentalen Zeichen und Erinnerungen der Zeiten Ludwig IV.

habe ich eine Beschreibung der so interessanten Kaiser- jetzt Königs- burg in Nürnberg mit Holzschnitten im Nürnberger Tagblatt, (Redaction, Druck und Verlag von B. J. Maisch.) April, Mai, Juni im Jahr 1852 in Fortsetzungen drucken lassen, die aber, leider! wegen der sehr ungünstigen Zeit unterbrochen ward und später dieses Blatt zu erscheinen aufhörte.

Nach solchen vieljährigen Studien, allbekannten Erfahrungen und Anerkennungen der berufensten und höchsten Autoritäten kann es mir nur als eine jugendliche Anmaßung erscheinen, daß der gegen mich sich bäumende Gegner sich unterstehen konnte, mich — nachdem ich über 3 Jahre der Lösung des Räthsels, nämlich der Geschichte der Entstehung der fraglichen Wappen mit Anstrengung geopfert, und das Resultat erst im Mai 1859 in meiner Druckschrift „Ritternamen an der Ritterkapelle zu Haßfurt“ herausgegeben habe, mit der Beschuldigung zu verlegen „daß ich diese Wappen nach meinem Gutdünken verfälscht habe.“

Es ist nämlich Hr. R. Reininger, welcher — gewiß ohne sich zuvor mit gründlicher Untersuchung bemüht zu haben — vielleicht zu augenblicklich scheinbarer Glaubhaftigkeit seines antiquarischen Produkts, — solche grundlose, ehrenkränkende Beschuldigung in einer Broschüre dieses Jahres gegen mich auszudrücken sich erdreistete.

Ich will jedoch vorerst der Kürze wegen auf die Hauptsache mich beschränken, und daher nur die angeblich verfälschten, steinernen Wappen hervorheben und beleuchten.

Dieser Wappenfranz, welcher aus drei Reihen Wappen übereinander, 248 an der Zahl, besteht, bildet das reich verzierte Schlußgesimse des Chors, auf welchem die Galerie sich befindet.

Diese Wappen sind ganz nach der von mir angegebenen Zeit Kaiser Ludwigs behandelt, obschon der Baustyl dieser Zeit der albertinische (sogen. Gothische) ist, der schon damals seit einem halben Jahrhundert zu blühen begann und zum Wendepunkt vom romanisch-byzantinischen zu dem deutsch-kirchlichen Styl sich neigte.

In dieser Zeit von 1300 bis 1340, welche für Franken eine zwar trübe war und sich erst später unter Karl IV. aufhellte, sind

diese Wappenschilde, die erst im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufkamen, in dem nach damaliger Zeit rohen, ja plumpen Vortrag behandelt, in demselben Styl, den ich in den zu Nürnberg vorhandenen Denkmalen aus der Zeit Ludwigs IV. ersah, und sogar noch roher behandelt gefunden habe, als dort.

Denn obgleich in dieser kriegerischen Zeit von den Fortschritten der Kunstbildung kaum die Rede sein konnte, so bildeten sich doch manche Steinmetzen nach dem Muster der Alten, besonders unter der Baukunstpflege der hochgestellten Geistlichkeit zu Würzburg und deren Konnexionen mit dem Ausland, bis die Bauleute in der für den Kaiser so fatalen Zeit, von demselben verlassen, auf ihre eigene Kraft angewiesen waren.

Dieser kirchliche, altdutsche (gothische) Baustyl hatte seit seiner Aufnahme und Bildung großen Einfluß auf alle praktikable Bedürfnisse. Auch das Kostüm und die Vertheidigungswaffen erhielten zu ihrem praktischen Zweck bedeutende Modifikationen besonders in den Schildformen der Wappen.

Es ist bekannt, daß die ältesten und vornehmsten Schilde der Ritter die Herz- oder sogenannte auf der Spitze stehende Dreiecksschilde waren, welche die hier beigedruckte Gestalt hatten, oft auf beiden Seiten fast bogen und an der Ecke



Fig. 1.

gerade und wenig ausge-
oft abgerundet war.

Aber noch findet man
daß diese Schilde fast die
verloren. Dieß kommt
vor, wie man denn sol-

sie so sehr ausgebogen,
Gestalt eines Dreieckes
schon im 14. Jahrhundert
chen Schild in einem Rei-

terfiegel mit der Umschrift: **S. ANTHONII: DEI: GRATIA:
LOTHAR: BRABANCIE: LIMBURGIE: DUCIS: AC SACRI
IMPERII: MARCHIONIS.** vom Anfang des 15. Jahrhunderts
deutlich kennt.

Diese Herzschilde oder Dreiecke als Symbole der Ritter haben sich am längsten erhalten, vorzüglich in Siegeln und Grabmalen, Waffensammlungen und Wappenschilden in Kirchen, woraus aber nicht folgt, daß diese im 14. und Anfangs des 15. Jahrhunderts im allgemeinen, praktischen Gebrauche waren. Diese beliebte Form ist noch heut zu Tage als Wappenschild im Gebrauche, ob-

schon die Form eine willkürliche ist. Man kann dieselbe an dem oberen Wappenkranz der Ritterkapelle in jeder Façon, vom Spitzigen bis zum Runden, am deutlichsten ersehen.

Aber wichtiger für den Turnier-fähigen und Reichs-unmittelbaren Adel sind die Brust- oder Stechschilde, welche schon unter Rudolph von Habsburg im Gebrauch gewesen, die nur so groß waren, um die Brust und den rechten Arm zu bedecken, und zwar mit sehr geringer Spitze, (welche selten vorkommt) wie hier angegeben, auch

welche allgedadurch nothdamit das macht werden war, da diese



Fig. 2.

wie folgende mein waren. wendig, weil Pferd-berührt konnte, was

Schilde an



Fig. 3.

ohne Spitze, Diese wurden sonst leicht und schon geleicht möglich einem Riemen

um die Brust geschnallt wurden.

Diese Stech- oder Schnabelschilde hatten den praktischen Zweck, um im Kampfe mit der Lanze bei eingezogenem rechtem Arm, den Schnabel des Schildes auf die Speiche desselben legen zu können. Daher diese Stechschilde immer in schräger Richtung abgebildet werden. Uebrigens waren schon im 14. Jahrhundert diese Stechschilde vielen Variationen unterworfen. *)

So haben sich die Dreieck-Schilde lange Zeit amtlich erhalten, bis die Stechschilde in Gebrauch kamen, die nur so groß waren, um die Brust zu bedecken, während der Schnabel des Stechschildes wie oben gesagt, auf die Speiche des rechten Arms gelegt wurde, um Brust und Arme zu bedecken, wozu die zugespitzten Schilde, die nur zum Schwertgefecht gebraucht wurden, nicht paßten.

Daher sieht man öfters die abgerundeten Brustschilde auch ohne

*) Was ich in einer von mir schon im Jahr 1830 verfaßten Schrift, unter dem Titel: „die Vertheidigungs- und Angriffswaffen der Ritter im Mittelalter,“ ausführte, welche bei Campe in Nürnberg mit Plattner's Urkunden erscheinen sollte; was aber wegen Ungunst der Zeit unterblieb, und auch bis jetzt keine Gelegenheit zur Veröffentlichung erhalten konnte. 10 Platten davon sind bereits erschienen, aber ohne Text. Sie enthält eine große Sammlung chronologisch geordneter Schilde und Helme etc. Diese Sammlung wollte ich später in meiner Ornamentik des Mittelalters aufnehmen.

Schnabel. So waren denn auch solche Schilde in damaliger Zeit vielen Variationen unterworfen.

Ich kann daher nur bedauern, daß mein Gegner seine Unwissenheit in der Heraldik so sehr preisgeben kann, indem er S. 13. folgendes sagt: „der Schild ferner ist geviertheilt, er hat im ersten „Felde die fränkische Spitze, im dritten die bischöfliche Heersfahne, „und im zweiten und vierten Felde das Familienwappen. Nun „wissen wir aber gleichfalls aus der Heraldik, daß ungefähr um „dieselbe Zeit, in welcher die unten runde Schildform aufkam, die „gevierten Schilde üblich wurden, indem die Dreieckschilde zur Vier- „theilung nicht passen wollten, und wie die neuere Schildform sich „als die geeignetste hiezu zeigte.“

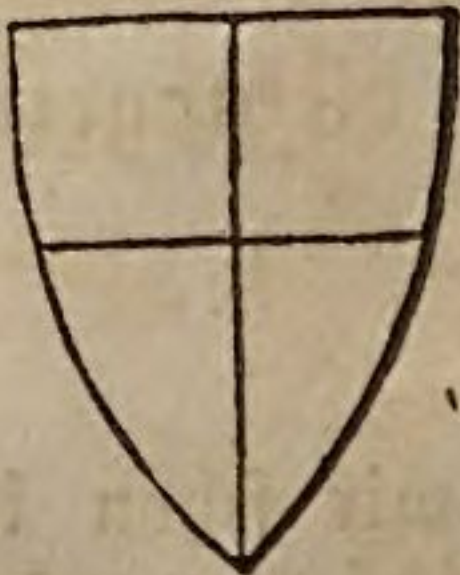
Diese irre und wirre Anschauung und Angabe des Hrn. Verfassers der Broschüre ist ein evidenter Beweis, daß er neueren Schriften, ohne selbstständige Prüfung mehr nachgeschrieben, als Originale gesehen hat, und nicht zum Verständniß der wissenschaftlichen Heraldik gelangt ist, sonst würde er nicht so feck sein, mir gegenüber solche Behauptungen auszusprechen. Ist es doch den Sachverständigen satfam bekannt, daß getheilte Schilde schon im 13. Jahrhundert vorkommen. Eines Mittkämpfers Kaiser Ludwigs Reitersiegel vortrefflich ausgeprägt und zwei Exemplare verschiedener Siegel liegen mir vor mit der Umschrift: **JOHANNES DEI GRATIA BOEMIAE REX: COM: LUCEMBURGENSIS** † hat am linken Arm einen Herzschild, oder wie der Verfasser der Broschüre sagt: Dreieckschild, ein gevieretes Wappen, in welchem im Felde 1 und 4, der böhmische Löwe und 2 und 3, der luxemburgische rothe Löwe in blau und weiß horizontal gestreiftem Felde folgende Abbildung aus-

 der wegen des engen Raumes anzubringen sind, in blau und weiß horizontal gestreiftem Felde
 folgende Abbildung aus-
 der wegen des engen Raumes anzubringen sind,
 wande des Pferdes ohne
 von Würzburg und anderen hier aufzuzählen 2c.

Fig. 4.

Als eine handgreifliche Blöße der Einseitigkeit des Gegners erscheint mir ferner, wenn er Seite 19. schreibt: „Herr Dr. „D. T. v. Hefner hat auf Grund der Heraldik die Zeit, welcher

„fragliche Schilde angehören, genau angegeben“ (S. Epheuranen, Beiblatt zum Würzburger Abendblatt, 1857. Nr. 112. 1c.) „Es sind dieß die sogenannten Stechschilde oder Tarschen, die zwar mit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts öfter erscheinen, dann aber wieder verschwinden, (!?) und erst im 15. Jahrhundert, namentlich gegen die Mitte desselben allgemein in Übung kamen.“

Natürlich erscheinen sie bis Ende des 16. Jahrhunderts in dieser nachfolgenden Form und zwar auch in vielen Variationen, wie Figur 5. meistens mit Graten versehen und oft bedeutend concav behandelt, wie folgende Fig. 6. angibt, deren Schnabelhier Schutze des Armes erzeugt, um sehr gefährliche Folgen zu verhüten, was oft geschah, wenn der Arm durch den Stoß am Ausgange des Schildes verletzt wurde.



Fig. 5.



Fig. 6.

Und das war praktisch. Das Praktische aber verschwindet nicht so leicht.

Diese Schilde hieß man auch Tartschen (nicht „Tarschen“, wie Gegner sie nennt) was abgeleitet wird von dem italienischen Wort Targa, weil zum Ueberzug das Leder vom Rücken der Stiere genommen wurde. Deßhalb heißen auch alle Holzschilde, welche von solchem Rückenleder überzogen waren, sie mögen groß oder klein gewesen sein, Tartschen, wie die der Söldner und Bürger der alten Reichsstädte. Sonst hieß man die Stechschilde lateinisch Parma oder Pelta.

Doch die größte Unkenntniß der Kunstgeschichte verrathet mein Herr Gegner S. 19., wo er sagt:

„Eines noch will ich beifügen, welches gleichfalls für die Feststellung der Zeit der Erbauung des Chors der Ritterkapelle von Wichtigkeit ist. Es sind die Schildhalter, welche uns an der untern Wappenreihe an 45 Schilden begegnen. Es sind Engel, die uns freundlich grüßen. Die Engel aber als Schildhalter, die bald einzeln, bald zu zweien, bald stehend oder knieend, (!?!), bald neben oder hinter dem Wappenschild angebracht sind, treffen wir erst im 15. Jahrhundert an; sie waren

„damals in allen Ländern, beim hohen und niedern Adel, die beliebten Schildhalter.“

Diese Darstellung der Schildhalter ist ein abermaliges, selbstredendes *testimonium paupertatis* der Reiningerschen Heraldik, und Kunstkenntniß. Schon im vorchristlichen Alterthum waren Genien ein beliebter Gegenstand sinnbildlicher Darstellung. („Nach dem Glauben der Römer hatte jeder Mensch seinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeist, der ihn in's Leben einführte, ihm im Laufe desselben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demselben hinaus geleitete,“ sagt Wieland.) Mit dem Beginn des christlichen Zeitalters verwandelten sich diese Genien (auf den Grund der Worte Christi: „Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel,“ Matth. 18. V. 10.) in Engel, deren bildliche Darstellung am häufigsten, — jedoch nicht im heraldischen Sinn, — als Schildhalter, wie am altfranzösischen Königswappen, — sondern im religiösen Sinn, als Begleiter angewandt wurde.

Hienach aber dienen jene Engel an 53 Schilden der untern Wappenreihe gerade um so mehr zu Bestärkung meiner Zeitbestimmung, als auch in Nürnberg mehrere Wappen aus Ludwigs Zeit, besonders im alten Rathhausaal daselbst, vorkommen, wo zwei Engel ihm die Rückwand seines Thrones halten, und abermals Engel die Reichsinsignien tragen.

Spricht dieß nicht für meine Ansicht?

Engel waren stets beliebte symbolische Gebilde als Andeutung himmlischer Vergeltung den frommen Geschlechtern und Wohlthätern durch Armenstiftungen im ganzen christlichen Zeitalter. Und wo sie so als Schildhalter der Wappen erscheinen, geschieht es in frommem, religiösem Sinn, nicht als heraldische Zuthat.

Uebrigens sind jene Engel an der Ritterkapelle auch noch ein artistisch-rohes Machwerk, also der Kunstkulturstufe der von mir angegebenen Zeit ganz entsprechend, aber weder knieende, noch stehende, sondern schwebende.

Nun zur Hauptsache! - In S. 20. sagt der Verfasser:

„Die Idee, den Bau der Ritterkapelle in die Zeit der Kreuz-

„züge hinaufzurücken, oder die Kapelle als Denkmal des Kaisers Ludwig des Bayern, wegen seines Sieges bei Ampfing und seiner Versöhnung mit Friedrich dem Schönen, Herzog von Oesterreich darzustellen, fällt als Phantasiegebilde in Nichts zusammen. Sie stammen aus einer spätern Zeit.“

Eine solche auffallende Entstellung der klaren Worte einer Druckschrift und solche geschichtlich bodenlose, zur Gleichzeitigkeit vermengte Unterstellung von dreierlei, von einander chronologisch sehr entlegenen, großen geschichtlichen Ereignissen, unter der Firma der Heraldik als ihrem Schildhalter, ist mir noch nie vorgekommen.

Denn nirgends in meiner Schrift habe ich die Entstehung der Kapelle aus der Zeit der Kreuzzüge datirt; auch nirgends als ein Denkmal des Sieges bei Ampfing angegeben. Sondern ich habe sie angegeben einzig als ein Denkmal des Akts der Versöhnung des Kaisers Ludwig mit Friedrich von Oestreich.

Zwischen den Kreuzzügen von 1096 und diesem Versöhnungsakt von 1313 liegt ein Zwischenraum von 217 Jahren, wo noch bizantinisch-römischer Styl herrschend war. Indem also der Herr Verfasser der Broschüre, ohne Veranlassung von meiner Seite, mir die falsche Angabe unterstellt, die Kapelle datire sich aus der um mehr als zwei Jahrhunderte frühern Zeit, als ich angegeben, gibt er einen Beleg, entweder der Oberflächlichkeit seiner Kunde der allgemeinen Geschichte oder der absichtlich lügenhaften Entstellung des Inhalts meiner Druckschrift und muthwilliger Verletzung der Ehre meines amtlichen Rufes.

Was sodann ferner betrifft die Wappenschilder sub. Nr. 3. Krautheim, 10. Graf v. Neuffen, 11. Graf v. Löwenstein, 30. Graf v. Sponheim, 33. Fahren v. Schweinfurt, 36. Graf Hirschberg, 41. Lichtenstein, (in Schwaben), 50. Truchseß v. Hohenstein, 52. Graf v. Kranichfeld, 65. Graf Görz v. Tyrol, 119. Ritenburg-Kallmünz, 121. Schlüsselberg, 130. Brunn, 146. Lirheim, 163. Graf v. Kirchberg, 185. v. Stauffenberg, 192. Trimberg, 197. Merenberg, 212. Weinsberg, 221. Graf Cullenburg, 240. Herzog v. Teck &c., so fordere ich den vermeintlichen Heraldiker hiemit zur Beweisführung auf, daß

diese Wappenschilder von Geschlechtern, die am Ende des 14. Jahrhunderts ausstarben, oder längst ausgestorben waren, — aus späteren Jahrhunderten stammen.

Soll nun aber nach der Phantasie des Hrn. Verfassers der Broschüre diese Kirche erst um zwei Jahrhunderte später, und zu Verewigung des Gedächtnisses eines geschichtlichen Ereignisses gebaut worden sein, so entsteht natürlich zunächst die Frage, welches geschichtliche Ereigniß in diesen spätern Jahrhunderten war denn die Veranlassung und bildet die Grundlage dieses Baues? —

Diese Frage hat nun allerdings auch unser Gegner S. 21. und 22. sich gestellt, und wahrscheinlich in der Absicht, den von mir angegebenen Versöhnungsakt zwischen Kaiser Ludwig und Herzog Friedrich, mit einem — man denke sich! gleich großartig-wichtigen — zu surrogiren, geräth er auf den kindlichen Einfall, die bekannte Geschichte der geistlichen Gesell- und Bruderschaften, wie die des Ordens der Fürspänger und des Brandenburgischen Schwanenordens zu substituiren. Eine Finte, die auf den vorliegenden Gegenstand paßt wie eine Faust auf das Auge.

Alle geistlichen Ritterorden, in der Geschichte des Adels verzeichnet, sammt ihren Statuten sind längst bekannt. Nach Inhalt dieser sind ihre Schilde stets im Innern der Kirche, ja sogar im Chor aufgehängt, niemals am Außern, was z. B. bei dem deutschen Ritterorden längst Praxis war. Wo sie aber je am Außern der Kirche vorkommen, bezeichnen sie den Stifter, Donator oder die Theilnehmer am Bau der Kirche.

Bei meinen vielen Reisen im In- und Auslande fand ich keinen solchen vollständigen Wappenkranz so vieler Geschlechter von solchem Rang, wie der hiesige Kranz am Außern, der hier nur eine wichtige Begebenheit bezeichnen konnte; wohl aber fand ich im Innern der Kirchen viele Wappen geistlicher Bruderschaften; z. B. noch die meisten Schilde des Schwanenordens in der St. Gumbertuskirche zu Anspach, auch in der Frauenkirche zu Nürnberg noch einige der goldenen Fürspänger, welche im Jahr 1815 unverständiger Weise entfernt oder zerstört wurden. Die Schilde der Teutschordensherren in der Jakobskirche daselbst habe

ich noch gerettet. Die Schilde der Ritter des goldenen Blieſes ſind noch in der Hauptkirche zu Brüssel vorhanden, welche ich geſehen habe.

Hienach aber zerfließt das barocke „Phantasia-Gebilde“ des Hrn. Gegners, als ob der betreffende Wappenkranz eine Stiftung der Religioſität einer geiſtlichen Brüderſchaft ſpäterer Jahrhunderte ſei, in ihr urſprüngliches Nichts, und zwar auch noch aus kunſtgeſchichtlichen Gründen um ſo gewiſſer, als die Arbeit dieſer Wappenschilder in ihrer Rohheit der Kunſtkulturstufe ſpäterer Jahrhunderte nicht im Entfernteſten entſpricht. Denn zu den Zeiten Karl IV. und der nächſtfolgenden Kaiſer war die Arbeit ſolcher Wappen-Schilder bereits eine artiſtiſch ausgeprägtere und beſtimmtere, auch feiner behandelte.

Es iſt jedoch eines der triftigſten und feckſten Motive meines hochgelahrten Gegners, meine Anſicht anzufechten, daß, daß er es unbegreiflich findet, daß ſo viele fremde Fürſten und Dynaſten in dieſem Wappenkranze ſich repräſentiren ſollen.

Dieſe ſeine ſubjektive Unbegreiflichkeit der möglichen Wahrhaftigkeit meiner Anſicht iſt nun ſeiner gewiſſenhaften Wiſſenſchaftlichkeit hinreichend, indem er in der Wahl der Mittel nicht heigel iſt, mich zu beſchuldigen, daß ich dieſe Wappenschilder — „verfäliſcht,“ d. h. die Wappen wiſſentlich Andern, als welchen ſie gehören, verliehen, oder nach meiner Willkühr falſch blaſionirt hätte. (!?!) Und von ſolchen gründlichen Widerlegungsinſtanzen meines Hrn. Gegners beſangen, gibt es Einige, welchen etliche Wappenzeichen oder Bilder nicht heraldiſch genug erſcheinen, und darauf ihre Zweifel an deren hohem Alter gründen, und zwar inſbeſondere die Wappen der Freiherren v. Gumpenberg, der Fürſten v. Hohenlohe, der Welden ꝛc.

Es iſt jedoch zu bedenken, daß in der Heraldik Alles auf den Stamm eines Geſchlechtes ankommt, welcher auch im Wappen ausgeprägt iſt. So iſt z. B. bekannt, daß das Geſchlecht v. Gumpenberg von den Herren v. Seeberg in Böhmen abſtammt, welche Seeblätter im Wappen führen; daß folglich die drei grünen Blätter im weißen Schrägband Seeblätter, keine Lindenblätter vorſtellen ſollen; dieſe Darſtellung (Seeblätter) alſo genealogiſch richtiger iſt, als die gothiſirten Herzblätter. Ebenſo

ist gefehlt in dem Wappen der Grafen v. Hohenlohe, worauf die beiden Leoparden ihre Schweife aufwärts statt unterwärts tragen, obgleich erwiesen ist, daß letzteres richtiger ist. Diese Unrichtigkeit ist aber die Nachahmung eines fehlerhaften Musters an den ältesten Grabmonumenten, die in Würzburg und Passau sich befinden.

Gleichfalls verfehlt ist hier auch das Wappen derer v. Welden, welches hier verkehrt erscheint. Solche Mängel und Fehler liegen im Charakter der Zeit, eine mangelhafte Kenntniß derselben kann sie nicht verdauen, nicht zurecht legen.

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß die Wappenkunde in der von mir angegebenen Zeit noch nicht zu der genealogisch-systematischen und wissenschaftlichen Gründlichkeit, wie später, vorgeschritten war. Es setzt hier bezüglich der Wappen des fraglichen Zeitraums die Zuverlässigkeit heraldischer Interpretationen einen kunsthistorisch tüchtigen Forscher und einen Autor voraus, der viel gesehen hat, und solche Eigenheiten und Abweichungen zu recht zu legen weiß.

Auch die Richtigkeit der „Bezeichnung der Vornamen der „Ritter, Grafen, Fürsten, deren Wappen am Chor sein sollen, erscheint, (mit Ausnahme des fürstbischöflichen von Limburgischen „Wappenschildes,) dem Verfasser der Broschüre S. 29. als eine „reine Unmöglichkeit.“

Seine Unmöglichkeitseinbildungen, die Grundfarbe seines ganzen Geschriebs, sind bezüglich auch dieser Vornamen ein weiteres seiner kleinlichen Mittel, — wie schon oben bemerkt — die Wahrscheinlichkeit meiner Ansichten und Angaben zu verdächtigen. Er wird jedoch aus dem Kommentar zu meinem Fürsten- und Ritter-Album, worauf ich ihn zur Zeit noch verweise, — bald erfahren, daß meine Ansicht nicht aus der Luft gegriffen, kein Phantasiegebilde,“ wie die seinige ist.

Die Wappenzeichen können auf das Genaueste heraldisch, und zwar ohne das Helmkleinod, als richtig bewiesen werden.

Bevor ich den fraglichen Wappen die ihnen gebührende Farbe wieder gegeben, habe ich schon vor drei Jahren durch meinen Schüler und Bauzeichner Hützelmeier dieselben vorerst auf das

Genaueste abzeichnen lassen, und dann erst das mühevollen Studium begonnen, durch deren Vergleichung mit alten Siegeln und andern Materialien die Adelsgeschlechter derselben aufzufinden.

Ich habe sogar von mehreren in der illustrierten Zeitung in Leipzig, Holzschnitte veröffentlicht und heraldische oder genealogische Anfragen, damit verbunden, jedoch ohne Erfolg.

Meine besten Hülfsmittel in zweifelhaften Gegenständen waren mir alte Siegel, oder alte Heroldswappenbücher, Siebmacher's Wappenbuch und fachverständige Freunde etc.

Mein Studium ging so weit, daß ich fast über 1000 blasonirte Wappen zum Zweck der Untersuchung zeichnete und malte, die jedem Wappenliebhaber zur Ansicht bereit liegen, was nur ein artistisch-heraldischer Forscher zu unternehmen fähig war. Aber es gehört außer der kunstgeschichtlichen Kenntniß ein Gemüth dazu, das mit Liebe sein Ziel aufgefaßt hat, und durch wachsende Erfolge begeistert, mit unverdrossener Ausdauer im Interesse der Wahrheit ihm sich widmet.

Noch muß ich bemerken, daß, ehe ich die Blasionirung begann, ich alle Wappen an den vom Wetter geschützten Theilen, um die Farbe aufzusuchen, mit einem scharfen Messer auskratzte, wodurch es mir fast vollkommen gelang, besonders an der Nordseite, die ursprüngliche Farbe zu entdecken.

D. Salver's Manuscript dieser Namen war das erste, welches ich zur Hand nahm, was mir aber nur zur Konfusion diente. Schon lange zuvor war er mir — anstatt als heraldische Autorität, nur als ein spekulativer Haarzopf bekannt, aus einer Kupferstecherfamilie in Würzburg. — Wer kennt nicht seine Bischöfe von Würzburg, Bamberg, seine Hochmeister des deutschen Ordens, und seine deutsche Adelsprobe etc., welche er unter der Mitwirkung der Geistlichkeit Würzburgs herausgab, bei welcher er in großer Kommerion stand.

Durch sein erwähntes Namensverzeichnis war der Anfang gemacht, auch mit der Ritterkapelle Spekulation zu treiben, was ihm jedoch nicht gelang, da er keinen Kommentar dazu fand.

Bei Vergleichung der von ihm angegebenen Namen mit den Wappen fand ich auch nicht die leiseste Spur heraldischer oder

genealogischer Uebereinstimmung mit den Wappen bekannter Geschlechter. Diese zu erkennen hätte er der Wappenkunde bedurft. Aber welche Ungereimtheiten gibt er preis! — Was sollen hier die Wappen eines Dobeler, Hauener, Helb etc., welche bürgerlicher Abkunft waren, und erst um das 16. und 17. Jahrhundert den Adel erhalten haben, gegen den wichtigen, erhabenen Reichs- und mittelbaren Adel! Sie waren zu jener Zeit Gutsbesitzer und Lehensleute.

Salver hat über 60 der Wappen, die ich gefunden, nicht gesehen, welche durch die angebauten Pfeiler versteckt waren. Er stellt daher 183 Namen auf, ich 248.

Wie sehr würde er mit seiner Nomenklatur in Verlegenheit gerathen sein, wenn er auch noch jene 60 hätte entdecken sollen.

Freiherr v. Münster, der kleine kahlhäuptige Domherr, mein Freund, der, so lange er in Nürnberg lebte, mich fast täglich besuchte und mich oft um heraldischen Rath fragte, war nichts weniger als ein Wappenkundiger. Nur die Wappen seiner Verwandtschaft kannte er. Bei der ganzen vorliegenden Wappenangelegenheit hat er kein anderes Verdienst, als daß er der Abschreiber war von Salver's Wappennamen und einige zu verbessern suchte.

Was der Verfasser der Broschüre aus „Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit,“ Jahrgang 1835 S. 119. — nämlich, was der verlebte Landrichter Rost zu Männerstadt diesem Anzeiger mittheilte, ist ebenfalls eine Abschrift nach Salver, wie mehrere existiren.

Nun frage ich, welchen Glauben, welches Vertrauen verdient bei jedem Unbefangenen das nur bestreitende, bezweifelnde, entstellende, verdächtigende, nichts beweisende Geschreibsel derjenigen, welche auf die oben bezeichneten höchst problematischen und oberflächlichen Autoren sich stützend, ohne heraldische und kunstgeschichtliche Kenntniß, und ohne gründliche Untersuchung sich erdreisten, die Ergebnisse meiner vieljährigen früheren Erfahrungen, mehrjährigen mühevollen Arbeit als „Phantasiegebilde,“ als Lügen, als Falsa darzustellen?

Jeden Sachverständigen fordere ich auf, mir z. B. das Wappen des Grafen v. Görz-Tyrol anders zu erklären, äußerst

genau so angegeben, wie es in seinen alten Siegeln und auch in Albrecht Dürer's Triumphpforte Kaiser Maximilians angegeben ist. Ich selbst erstaunte über die Uebereinstimmung des Wappens an der Ritterkapelle mit diesem Siegel so, daß ich demjenigen gegenüber, der die von mir angegebene Zeit ihrer Entstehung bestreitet, sie vielmehr als noch älter halten müßte. Denn in der von mir angegebenen Zeit existirte der letzte Graf Heinrich, der Prätendent Böhmens.

Dieses Wappen bekräftigt also meine Auffassung, und würde auch den Verfasser der Broschüre belehren, vorausgesetzt, daß er die Mühe nähme, in der Geschichte der von mir angeführten Geschlechter nachzuforschen, wodurch er noch manchen Aufschluß erhalten würde, wofür er vor keinem Zeitaufwand sich zurückschrecken ließe.

Hat er aber ohne die Vorkenntniß der Kunstgeschichte und sonstige Vorbildung meine Ritternamen nur oberflächlich gelesen, ist er ohne Erfahrung wie in der Geschichte selbst, so in der monumentalen Kunst des Mittelalters, welche bauliche Auffassung des Lebens in Anspruch nimmt, so wird ihm, wie z. B. dem Hrn. Verfasser der Broschüre, manches aufstoßen, was er nicht zusammenräumen kann.

Wer aber ohne solche Vorkenntnisse und Vorbildung, und ohne dazu sich Zeit zu nehmen, die Glaubwürdigkeit der Quellen, ins Besondere der Autoren, denen er sich vertraut, zuvor selbstständig zu prüfen, in einer ernsthaften und wichtigen Sache gegen die Urtheile und Ansichten längst anerkannter, notabler Autoren schriftstellerisch als verlegend absprechender Gegner muthwillig auftritt, stellt sich in die Reihe der Jungen, die Alles besser zu wissen meinen, als die erfahrenen Alten, welchen aber selbstdenkende Forscher keine Autenticität zuerkennen.

Dies vorerst bezüglich der Wappen und Ritternamen. Meine architektonischen Beweise behalte ich mir vor, bis mein Gegner die Ergebnisse meiner heraldischen Erforschung der Wappen widerlegt haben wird, indem ich meinen Hrn. Gegner wiederholt auf meinen nachfolgenden Kommentar zu meinem Fürsten- und Ritteralbum verweise.

Inzwischen hege ich zu den gebildeten, selbstständigen, hochachtbaren, bei der vorliegenden wichtigen Sache betheiligten Männern das Vertrauen, daß sie solchem Führer sich nicht vertrauen und sich nicht gelehrig werden finden lassen, nur den fränkischen Adel als den Marianer und als die geistliche Bruderschaft aus der vom Gegner angegebenen Zeit zu betrachten und — als ob mit Blafionirung sich alles weglügen lasse, was historisches Merkmal ist, — von solcher seiner Auslegung begnadigt, mit der Einbildung sich beruhigen, als ob alle, die nicht fränkischen Geschlechtes sind, nur als Vettern und Basen des fränkischen Adels bei dem Bau des Chors mit Geschenken sich betheiligt, oder zur Bruderschaftspfarrei gespendet haben. (!?!) O Egoismus! —

Sollte ich in diesem Vertrauen mich täuschen, so würde ich als Königl. Konservator mich amtlich berufen sehen, dem Verfasser der Broschüren ıc. zu erklären, daß, wofern er sein bisheriges, voreiliges Verfahren nicht bis zu Beendigung meiner Untersuchung der geschichtlichen Entstehung der Ritterkapelle, — besonders im Innern der Kirche, — und bis zur Veröffentlichung ihres Ergebnisses einzustellen beliebe, ohne, wie seither, im Stande zu sein, positive Beweise seiner Behauptungen darzulegen, ich dieses sein Verfahren als ein unwissenschaftlich-leidenschaftlich böswilliges, dem Urtheil des für die Sache sich interessirenden Publikums, und seine und seiner Genossen öffentliche Auslassung als Produkte einer neidischen, vorzeitigen, unreifen, das Geschäft der Restauration muthwillig und gewissenlos störenden Parttheiung unterstellen werde. —

Nicht um in gelehrten Streitigkeiten hier zu glänzen, ist es mir zu thun, sondern um friedliche Herstellung der Kapelle. Den Wappen geht nichts ab, ob sie 100 Jahre älter oder jünger sind.

Die Hauptsache, das Interessantere ist die von mir entdeckte Wichtigkeit der Zeit ihrer Entstehung. Diese Entdeckung ist die Frucht einer Untersuchung, womit ich drei Jahre lang mich geplagt habe. Was ist mein Lohn dafür? Leider! nur der mir sehr undankbare, in meinem hohen Alter zum erstenmal in meinem Leben in eine so unheilvolle Streitigkeit verwickelt zu werden.

Ich liebe den Frieden. Belehrungen habe ich immer mit Vergnügen angenommen; aber nur mit klaren Beweisen.

Diese klaren Beweise meines Irrthums habe ich in den Kontroversen meiner Gegner noch nicht gefunden, damit also auch nicht erkannt, daß ich ihrer Führung bedarf. Indem ich nach Schiller dachte: „der Starke ist am mächtigsten allein,“ — und dem Grundsatz folgte: wer auf seinem Grund und Boden sich sicher und stark genug fühlt, braucht sich nicht führen zu lassen, war ich zugleich bestrebt, denjenigen, welche sich etwa berufen dünkten, meine Führer zu sein, auch nicht den leisesten Reiz zu geben, aus beleidigtem Ehrgefühl, wie ich jetzt erfahre, auf Gefahr der guten Sache meine Gegner zu werden.

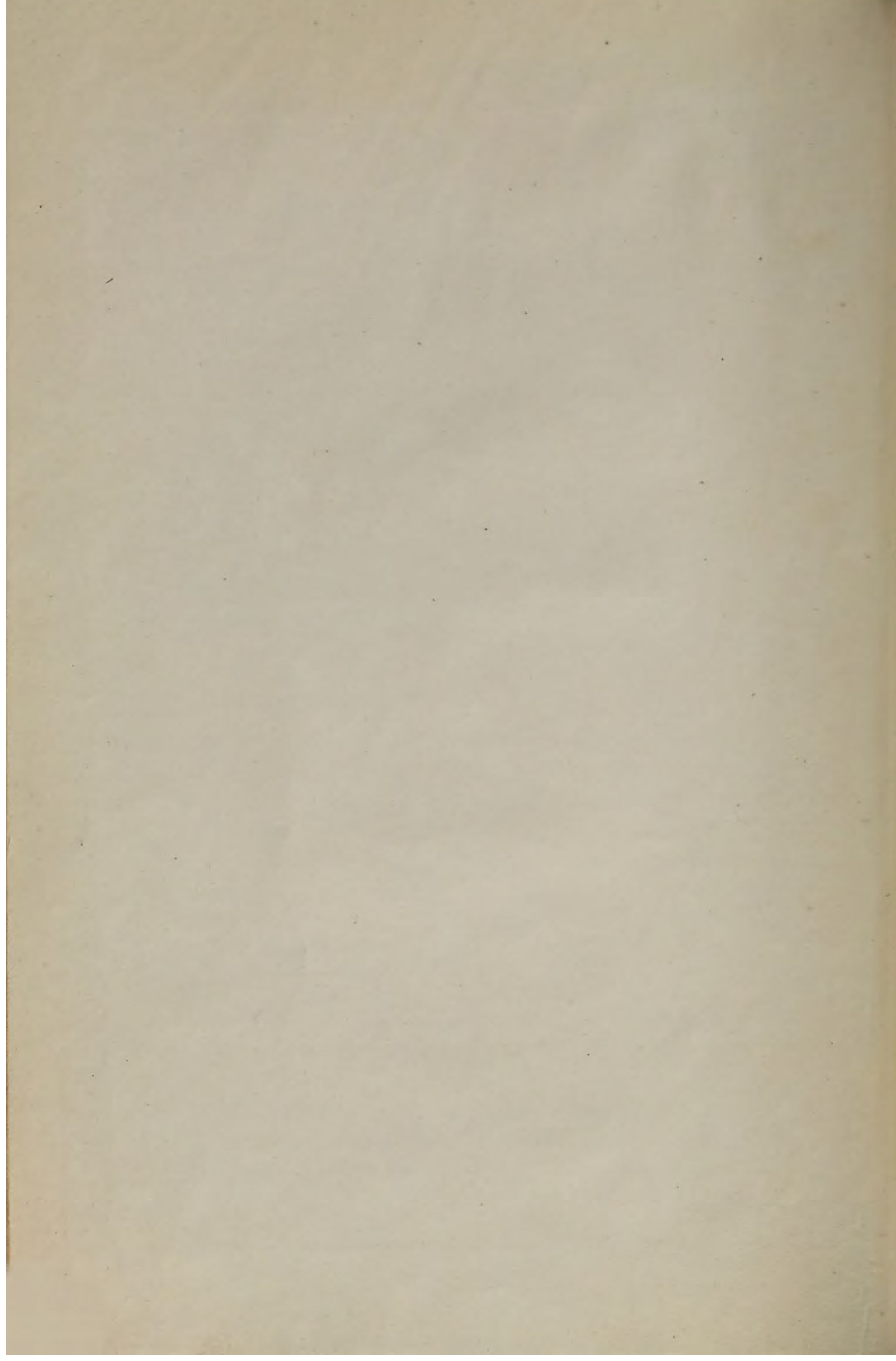


Druckfehler.

Auf dem Titelblatt, statt „M. Reiningen,“ lies „N. Reiningen.“

Seite 12. Zeile 5, statt „(Spittler-)“ Thor, lies „Spittler=Thor.“

Seite 12. Zeile 18., statt „nach mir auf der Burg angeblich erbaut,“
lies „ebenfalls nach meiner Angabe erbaut.“



SBB 013401979303



V

